

blick. Aber ich konnte nicht so einfach zu den abgerissenen Wurzeln meiner Eltern zurück finden, als wäre nichts gewesen.

Die politische Wende zwang mich ohnehin, neu anzufangen, beruflich, familiär ... Religion und Ethik wurden meine Profession. Die nachgeholt Taufe war eine Konsequenz. Damals bei der Zeremonie in der Verkündigungskapel-

Ruth Steiner Daheim in zwei Religionen

● Ich bin als Kind jüdischer Eltern geboren, die 1938 nach ihrer Vertreibung aus Österreich auf die Philippinen flüchteten. Wir wurden nicht traditionell jüdisch erzogen. Doch mein Vater betonte immer, dass wir stolz darauf sein könnten, Juden zu sein. Mit dem Bewusstsein, dass das Jude-Sein eine Gnade ist, bin ich aufgewachsen. Um uns Kindern die gesellschaftliche Integration zu erleichtern, ließen meine Eltern mich und meine Geschwister in der evangelischen Union Church taufen. Dieser Akt blieb für mich immer irgendwie schwer nachvollziehbar. Über die angenehme Zugehörigkeit zu einer konkreten Gemeinde ging meine Bindung damals nicht hinaus.

Ich war dann Jahre lang auf der Suche nach meiner religiösen Identität. Als ich 15 war, kam ich nach Österreich – auf der Suche nach einer Heimat. Nach vielen Diskussionen willigte mein Vater ein, dass ich zurück ging und die katholische Neulandschule besuchen konnte. Meine Eltern kamen erst 1965 wieder nach Österreich.

Hier in Österreich kam ich vor allem durch Lehrerinnen und Mitschülerinnen in Berührung mit der katholischen Kirche. Immer stärker faszinierte mich die Liturgie und ich entwickelte schließlich eine enge Beziehung zur Eucharistie. Ich hatte einen Ort gefunden, der meiner Spi-

le der Kathedrale erinnerte ich mich an den Kinderstreit auf der Straße. Gerne hätte ich meinem Schulkameraden Recht gegeben, dass aus einem biblischen Dornbusch durchaus Flammen schlagen könnten, ohne ihn zu verbrennen. Aber da wusste ich bereits, dass er längst nicht mehr an den Engel Jahwes am Berge Horeb glaubte.

ritualität entsprach. Mit 19 entschied ich mich, in die katholische Kirche einzutreten, mich neuerlich taufen zu lassen und bewusst christlich zu leben.

Mein Vater, der mir diese Entscheidung lange Zeit nicht verzieh, erinnerte mich beständig an meine jüdischen Wurzeln. Er schlug mir vor, einige Zeit in Israel zu verbringen, um herauszufinden, ob ich nicht doch Jüdin sein wollte. Ich ging tatsächlich mehrmals für Wochen in

»Für mich
ist der Messias
schon da.«

einen Kibbuz in Israel. Dort wurde mir klar, dass ich wirklich Jüdin bin: Ich bin stolz darauf und das kann mir niemand nehmen. Doch meine Religion ist das Christentum. Für mich ist der Messias schon da. Das soll aber keine Abwertung der jüdischen Religion bedeuten, sondern ist meine ganz persönliche Aussage.

Ich bin jüdischer Abstammung und habe jüdische Wurzeln. Und dennoch: für mich ist Christus der Messias! Juden denken in diesem Punkt anders: Sie warten noch auf den Messias, weil sie der Ansicht sind, dass sein Kommen mit Veränderungen in der Welt verbunden sein

muss, die in ihren Augen noch nicht zu sehen sind. Das muss man einfach so stehen lassen.

Berufung

● Weshalb ich mich in meiner Jugend entschieden habe, trotz meines jüdischen Selbstbewusstseins bewusste Christin zu werden, ist – wie jede Berufung – letztlich nie ganz rational einholbar. Für mich war und ist die Spiritualität der Evangelien wichtig: Zentral ist für mich die Bergpredigt mit ihrer Botschaft der Liebe und Barmherzigkeit. Das gibt es natürlich auch im Alten Testament, doch es war eben gerade Jesus, der mich faszinierte und es immer noch tut. Die Faszination, die er auf Menschen seiner Zeit ausgestrahlt haben muss, erfasst auch mich immer wieder neu. Für mich war Jesus Christus ein Revolutionär seiner Zeit.

Hinzu kommt, dass ich ein sehr spiritueller Mensch bin, mit einem starken Bedürfnis nach Gebet. Die katholische Liturgie ist mir spirituelle Heimat geworden, die Eucharistie der Kernpunkt meiner Spiritualität: Wenn ich zur Kommunion gehe, erfüllt mich der Glaube, dass

»Eucharistie als Kernpunkt«

Christus in mir fortlebt und dass er der Erlöser ist. Es ist wohl diese innige innere Beziehung zum Erlöser, die mich Christin werden ließ und sein lässt. Aber ich will niemanden abwerten, der nicht dieser Meinung ist.

Sicherlich: Spirituelle Tiefe und die Dankbarkeit für das wiederholte Erlösungshandeln Gottes in der Geschichte, das Psalmengebet und vieles mehr finden sich ebenso im Judentum. Ich gehe auch in die Synagoge und entdecke dabei immer wieder, wie viel der christlichen Liturgie

aus dem Judentum geschöpft ist. Ich will die Religionen nicht auseinander dividieren. Jesus sagt: »Ich bin der Weg.« Auch Juden haben ihren Heilsweg. Jeder hat seine Gebote, um zu Gott zu kommen. Auf keinen Fall dürfen wir Christen versuchen, Juden zu missionieren.

Manchmal kenne ich mich in meinen eigenen religiösen Gefühlen nicht recht aus: Bin ich Jüdin? Bin ich Christin? Jedenfalls ist das Christentum für mich nicht bloß eine Fortsetzung des Judentums, sondern etwas Neues, Herausforderndes, das aber aus der Quelle lebt, aus der es gekommen ist.

Sensibilität

● Oft kann ich die Gefühle beider Seiten – von Christen wie von Juden – verstehen und teilen. Ich bin sensibel, viel sensibler wie die meisten meiner österreichischen MitchristInnen für die Gefühle des jüdischen Volkes. Als Beispiel möchte ich den Streit um die Aufstellung von Kreuzen in Auschwitz nennen. Ich kann zwar verstehen, dass katholische Ordensschwestern dort ein Kreuz aufrichten als Zeichen der eigenen Reue und des Glaubens an die Erlösung. Ich verstehe aber mindestens ebenso gut, dass für Juden das Kreuz ein Zeichen der Qual und der Folter ist, und halte es für verletzend, wenn Christen über dem Friedhof für Millionen Juden, der Auschwitz auch ist, dieses Zeichen aufrichten. Die Erklärung des Gesprächskreises »Juden und Christen« beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat das 1990 gut zusammengefasst: »Wir Christen müssen den Ernst der Anfrage begreifen, die Nichtchristen an unsere Theologie des Kreuzes richten, das für uns vom Schandpfahl zum Heilszeichen geworden ist. Viele Nichtchristen, vor allem Juden, haben in der Geschichte das Kreuz als Verfolgungssymbol erfah-

ren: bei den Kreuzzügen, durch Inquisition und Zwangstaufen, bei Pogromen und Verfolgungen. Wir müssen also lernen, dass das Kreuz für viele Menschen ganz anderes bedeutet, als wir damit aussagen möchten. Unsere Symbole, Absichten und Kriterien können nicht für alle anderen als Maßstab gelten.«

Mir ist der Dialog zwischen Juden und Christen und die Sensibilisierung der christlichen Gemeinden für ihre jüdischen Wurzeln und ihre jüdischen Glaubensgeschwister sehr wichtig geworden. Hier ist noch enorm viel zu tun. Wir müssen dabei das Gemeinsame erkennen, aber

Sabah Brockmann-Ahmed Religion und Lebensweise

- Wenn mich Menschen nach den Beweggründen meines Übertritts vom Christentum zum Islam befragen und ich ihnen nach mehreren Erklärungsversuchen schließlich verrate, dass ich mit einem Muslim pakistanischer Herkunft verheiratet bin, reagieren sie mit dem ›Aha-Effekt‹, so als ob eine Heirat den Übertritt zu einer anderen Religion erklärt. Die entscheidende Frage lautet doch, warum ich als zwanzigjähriges Mädchen, das in einem katholischen Elternhaus aufwuchs und eine Klosterschule besuchte, für den Islam so empfänglich war? Warum verlor die eigene Religion so sehr an Bedeutung, dass ich in der Ehe mit einem gläubigen Muslim nichts Problematisches sah? Im Gegenteil, ich verspürte geradezu einen Reiz, einen gläubigen Muslim in meiner steten Nähe zu wissen.

Kinderglauben

- Einen Grund für diese Entwicklung sehe ich darin, dass die elterliche, religiöse Erziehung den

das Trennende klar darlegen. Von beiden Seiten braucht es dazu guten Willen und Interesse.

Wir leben in einer religionspluralistischen Gesellschaft, die viel relativiert – ich versuche nicht Abstriche von meiner religiösen Identität zu machen, sondern zu integrieren. Für mich ist wichtig, als Christin zu leben, die Eucharistie zu empfangen, aber stolz zu sein, dass ich jüdischer Herkunft bin. So möchte ich leben können.

Literatur: Ruth Steiner, Daheim in zwei Religionen.

Mein Bekenntnis zum Judentum und zum Christentum, Wien 2000.

Herausforderungen des säkularen Umfeldes nicht gewachsen war. Meine Eltern erzogen uns Kinder wie sie selbst erzogen worden waren, nämlich herkömmlich traditionell katholisch. ›Traditionell‹ insofern, dass wir Kinder ganz selbstverständlich an den sonntäglichen Gottesdiensten teilnahmen, Andachten besuchten, vor den Festtagen beichteten. Bis zu einer gewissen Altersgrenze erfüllten wir alle Erwartungen, die meine Eltern diesbezüglich hatten. Eine Auseinandersetzung mit der Religion fand indes nicht statt. Über den Glauben außerhalb der Kirche zu reden, wurde eher als peinlich empfunden. War es da verwunderlich, dass diese passive Form der Religiosität sich nicht bewährte, als der säkulare Einfluss das Elternhaus überrollte?

Auch die Klosterschule trug nicht dazu bei, mich bei der Entwicklung des Kindheitsglaubens zum Glauben eines Erwachsenen zu begleiten und diesen zu festigen. Zwar fand in den von mir geliebten Religionsstunden die gewünschte und notwendige Auseinandersetzung mit Gott und der Welt statt, doch als uns der Religionslehrer